

Separatum aus:

B|||E
SONDERHEFT

BREVITAS 2



Sylvia Jurchen / Silvan Wagner (Hrsg.)

Schlechtes Wetter und Grenzüberschreitungen

Publiziert im August 2024.

Die ›Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung‹ (BmE) werden herausgegeben Prof. Dr. Anja Becker (Bremen) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg). Sie erscheinen online in der University of Oldenburg Press unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/). Die BmE Sonderhefte ›Brevitas‹ sind das Publikationsorgan der ›Gesellschaft zur Erforschung vormoderner Kleinenepik - Brevitas‹. Sie werden herausgegeben vom Vorstand (PD Dr. Silvan Wagner, Prof. Dr. Anna Mühlherr, Prof. Dr. Friedrich Michael Dimpel, Patrizia Barton, Dr. Ma-reike von Müller, Dr. Nina Nowakowski, Dr. Michael Schwarzbach-Dobson) unter Mitwirkung des [wissenschaftlichen Beirates](#). Die inhaltliche und redaktionelle Verantwortung für das einzelne Sonderheft liegt bei den jeweiligen Heftherausgebern.

<http://brevitas.org/> – <http://www.erzaehlforschung.de>

ISSN 2568-9967

Zitiervorschlag für diesen Beitrag:

Kirchberger, Luca: Über Grenzen und Wetter in der Schneekind-Tradition, in: Jurchen, Sylvia/Wagner, Silvan (Hrsg.): Schlechtes Wetter und Grenzüberschreitungen, Oldenburg 2024 (Brevitas 2 – BmE Sonderheft), S. 153–191 (online).

Luca Kirchberger

Über Grenzen und Wetter in der Schneekind-Tradition

Abstract. Der vorliegende Beitrag untersucht die beiden mittelhochdeutschen Textzeugen der ›Schneekind-Tradition‹ (›Schneekind A‹ und ›B‹) hinsichtlich ihrer differenzierten narratologischen Gestaltung von Grenzen und Wetter. In einem ersten Schritt wurde die Umsetzung der beiden literarischen Motive in den jeweiligen Texten getrennt voneinander betrachtet und durch Vergleiche mit späteren Texten der Rezeptionskette ergänzt. Unter Berücksichtigung dieser Einzeluntersuchungen konnte die kompositionelle Verschränkung von Grenzen und Wetter als kommunikative und didaktische Strategie in den ›Schneekind-Texten‹ gezeigt werden: Wetter als ein Versuch der Grenzüberschreitung *per se*.

1. Die Schneekind-Texte im Vergleich

In der Forschung wurden die Texte der Schneekind-Tradition bereits auf unterschiedlichste Art und Weise verglichen, um bestimmte Aspekte stärker in den Blick zu nehmen und Veränderungen in den Texten der Rezeptionskette auszumachen, so beispielsweise von Echelmeyer und Kirchhoff (2016), die die Abänderung der Schuldzuweisung erforscht haben. Obwohl das Schneekind viele Anhaltspunkte für Detailuntersuchungen bietet, wurden die literarischen Motive Grenze/Grenzüberschreitungen und Wetter noch nicht in diese Forschung eingebunden. Beide Aspekte sind in der Schneekind-Tradition eng verwoben, werden aber in unterschiedlichen Fassungen je eigenständig gestaltet, was die Gegenüberstellung dieser Textzeugen umso interessanter macht. In diesem Beitrag möchte ich mich

deshalb der Analyse der Wetter- und Grenzphänomene im ›Schneekind‹ widmen und aufzeigen, welche narratologischen Bedeutungen beide für den Text haben. Um pointierter vorgehen zu können, werde ich mich vor allem auf die beiden mittelhochdeutschen Fassungen ›Schneekind A‹ und ›Schneekind B‹ konzentrieren, an geeigneten Stellen aber immer wieder Blicke in spätere Texte der Tradition werfen. Zu diesen zähle ich den Schwank ›Glacies Ißschmarr hieß das Kind‹ (Nr. 208, 18. Buch) aus Johannes Paulis ›[Schimpf und Ernst](#)‹ (1522); Hans Sachs› ›[Der eyszapf](#)‹ (1536); ›Von einem Kauffman vnd seinem Weibe‹ aus ›[Esopus](#)‹ (zweiter Teil, viertes Buch, Nr. 71) von Burkhard Waldis (1548); ein Text aus ›[Von dem Laster dess Ehebruchs](#)‹ (17b) des Gaspar Brunmylleum (1560) und ein Sprichwort aus den ›[Proverbiorum copia](#)‹ (Dritter Teil, S. 484–487) von Eucharius Eyring (1604), die alle in der [Schneekind-Tradition](#) verortet sind.

2. Die Stofftradition

Bevor ich diese Texte aber hinsichtlich ihrer Grenz- und Wettergestaltung analysiere, möchte ich einen Überblick zur Überlieferungsgeschichte des ›Snemaere‹ geben, um Transformationsprozesse aufzuzeigen und wesentliche Forschungspositionen zu skizzieren.

Die Stofftradition geht bis zu seiner lateinischen Vorlage, dem Lied ›Modus Liebinc‹, ins 10. bzw. 11. Jahrhundert zurück (Schupp 1987, S. 630–632). Die Forschung geht davon aus, dass dieser Text für rhetorische Übungszwecke, genauer gesagt die korrekte Vortragsweise von Witzen benutzt wurde (Grubmüller 1996, S. 1058). So wissen wir dank eines Berichtes von Sextus Amarcius (1050) über verschiedene Vortragsstoffe eines Spielmannes, dass die Erzählung vom Schneekind bereits im 11. Jahrhundert beliebt war (Frosch-Freiburg 1971, S. 59). Dazu passt der nächste bekannte Schritt der Rezeptionskette, eine im 12. Jahrhundert durch Galfredus de Vino Salvo vorgenommene Verkürzung des Stoffes auf fünf lateinische Hexameter für rhetorische Übungszwecke (Grubmüller 1996, S. 1058).

Auch ein lateinischer Erzählschwank mit dem Namen ›De mercatore‹ ist überliefert und wird in der Forschung oft Matthäus von Vendôme zugeschrieben (Frosch-Freiburg 1971, S. 60). Erst am Ende des 13. Jahrhunderts findet das Narrativ dann in Form eines Märe seinen Weg in die deutsche Literatur und bleibt ab da ein immer wieder gern bearbeitetes Sujet.

Überliefert ist das Märe im deutschen Sprachraum in insgesamt sechs Handschriften, fünf davon enthalten die Fassung A¹ (Überlieferung zwischen 1260 und 1456), nur eine die Fassung B (vor 1433).² Auch ein anonymes altfranzösische Fabliau ›De l'enfant qui fu remis au soleil‹ (Widmer 1964, S. 84–88) mit auffallend ähnlicher Handlung aus dem 13. Jahrhundert ist erhalten. Inhaltlich lassen sich mit dieser vierteiligen Überlieferung einzelne Textzeugen in nähere Beziehung zu anderen stellen. Beispielsweise stehen sich der ›Modus Liebinc‹ und Fassung A (Empfang des Mannes durch die Frau nach seiner Rückkehr) beziehungsweise Fassung B und das Fabliau (Betonung der Importanz von Bildung in früher Jugend) durch inhaltliche Überschneidungen nahe (Grubmüller 1996, S. 1058), andererseits ist auffällig, dass A sich von allen anderen frühen Textzeugen deutlich durch die am Ende erwähnte Geschichte zum Tod des Jungen auf See abhebt. Eine eindeutige Rezeptionskette lässt sich trotz dieser einzelnen Übereinstimmungen nicht ausmachen.

Die Verfasserfrage des Märe ist umstritten. Zwar findet sich die älteste Fassung, ›Schneekind A‹, sowohl in Hs. W (13. Jahrhundert), der bekanntesten Wiener Strickersammlung, als auch, zusammen mit anderen Stricker-Mären, in Hs. E, also dem Hausbuch des Michael de Leone (um 1350), jedoch konnte das ›Schneekind‹ bis heute keinem Autor sicher zugeordnet werden. Richtig ist aber, dass die Überlieferungsgeschichte dieses Textes in einer Reihe mit Stricker-Mären steht und sowohl die Struktur als auch die Machart deutlich an Strickers Handschrift erinnert (Grubmüller 2006, S. 81–83). Beispiele für diese Überschneidungen sind etwa die modellhafte Reduktion der Personenkonstellation auf ein nur durch seine gesellschaft-

liche Zuordnung charakterisiertes Ehepaar, die Unbestimmtheit von Personennamen, Ort und Zeit der Handlung und allem voran die Handlungspointe, die auf listige Wiederherstellung einer Störung der göttlichen Ordnung abzielt (Grubmüller 2006, S. 81–83). Auch der formelhafte, attributlose Anfang, der zwar die Handlungsakteure vorstellt, aber nur teilweise zur Situierung der Handlung beiträgt, ist für Strickers Märendichtung programmatisch und lässt sich ebenfalls im ›Schneekind A‹ finden: *Ez het ein koufman ein wîp*³ (›Schneekind A‹, V. 1).

Es ist ein verführerischer Gedanke, das Schneekind doch unter die echten Mären des Strickers zu zählen (der philologische Gegenbeweis ist nicht unanfechtbar) und diesem damit auch noch das konsequente Ausreizen der Reichweite seines Mären-Erzählens zuzutrauen. (Grubmüller 1996, S. 1009)

Diese von Klaus Grubmüller angesprochene Ausreizung besteht im ›Schneekind‹ in der Überzeichnung der Rücksichtslosigkeit gegenüber den die Ordnung störenden Faktoren, die in einem Erzählprinzip mündet, das sich selbst parodiert (Grubmüller 1996, S. 1009). Ein interessanter Gedanke, wenn man bereits die Ausreizung der vom Stricker selbst maßgeblich gestalteten literarischen Gattung Märe durch die Komplexität des ›Schneekindes‹ als literarische Grenze, die vom Autor selbst überschritten wird, begreift:

Und diese Funktion [des Märe] – so die damit gewonnene Grundthese – bestünde darin, dass die Märendichtung die Grenze ihres literarischen Systems in all ihrer Arbitrarität und Zerbrechlichkeit sichtbar machen könnte. (Wagner 2018, S. 7)

Ein Textzeuge dieser Untersuchung unterscheidet sich aber erheblich von den anderen: Schneekind B entbindet, ebenso wie das Fabliau und der ›Modus Liebinc‹, den Rezipienten eindeutig und bereits am Anfang der Erzählung (Promythion) von der Pflicht zu bewerten, ob die Geschichte zur unbefleckten Empfängnis der Wahrheit entspricht oder reine Fiktion ist, indem gesagt wird *do er sins koffez für [...] bi ainen andern man si ain kint*

gewan (›Schneekind B‹, V. 8–11). Es ist also davon auszugehen, dass die Frau hier bewusst lügt, um das Produkt ihrer Affäre mit einem anderen Mann, das Schneekind, zu erklären, ohne sich dabei offen des Ehebruchs schuldig zu machen. Die Vortragsintention ist damit klarer, da eine zur Bewertung des Erzählten wichtige Information bereits preisgegeben wurde. In ›Schneekind A‹ hingegen wird zu keinem Zeitpunkt eindeutig bestätigt, dass die Frau ihren Mann wirklich während dessen Abwesenheit betrügt. Zusammenhängen könnte diese Auffälligkeit auch mit den von Monika Londner herausgearbeiteten Merkmalen von Ehebruchsschwänken. Demnach thematisieren Ehebruchsschwänke selten das eigentliche erotische Geschehen, sondern konzentrieren sich auf die Spannungen, die sich eben daraus ergeben (Londner 1973, S. 259). Es werden lediglich Hinweise gegeben, die den Rezipienten subtil zur Bewertung der Ehefrau als Lügnerin *per se* anregen sollen. Die wohl markanteste Stelle ist: *er waer ir liep, des jah ouch sie, iedoch gewan ir herze nie die wahrheit darinne, daz waren valsche minne* (›Schneekind A‹, V. 3–6). Damit wird eine offensichtliche Diskrepanz zwischen der Aussage der Frau und dem Wissen des Erzählers deutlich. Die frühzeitige Charakterisierung der Frau als ein (auf den ersten Blick) die Ordnung störender Faktor lässt ihre Geschichte zur Herkunft des Kindes auf Grund ihrer ohnehin vorhandenen Unwahrscheinlichkeit damit ebenfalls als Lüge erscheinen. Der nach Genette wahrscheinlich als extradiegetisch-heterodiegetisch einzuordnende Erzähler mit Nullfokalisierung gibt dem Rezipienten Wissen, das in einer Übertragungsleistung angewendet werden soll. Dazu kommt die inhaltliche Verbindung der Charakterisierung und der Schilderung zur Schwangerschaft: Die Frau liebt ihren Mann nicht, dass sie ihn deshalb betrügt und von einem anderen Mann schwanger werden könnte, ist zumindest auf Textebene absolut wahrscheinlich und erscheint logisch überzeugender als eine durch Schnee bewirkte Schwangerschaft. Der Erzähler in A nimmt also Abstand von der eindeutigen Bewertung der Schuld der Frau, obwohl diese auch im ›Modus Liebinc‹ und auch in späteren Texten der Rezeptionskette enthalten ist. Ein Grund

für die fehlende Vereindeutigung kann die auf die Vorlage zurückgehende Intention der korrekten rhetorischen Präsentation eines Witzes sein. Durch die Verschleierung des Offensichtlichen wird es schwerer, die Geschichte prägnant zu erzählen. Ein weiterer Grund kann natürlich auch eine veränderte Absicht des Autors sein, etwa eine neue Perspektive auf das Nebenher von Fiktion und Realität, ein Spiel mit Erwartungen an den Text, mit Leserwissen und der Frage, ob die Ehefrau ihren Mann wirklich betrogen hat. Auch ich möchte diese Frage in dem vorliegenden Beitrag offenlassen und diskutiere deshalb mehrere grundsätzliche Möglichkeiten: Eine strenge Lesart, die das Märe als gängigen Text der Schlag-Gegenschlag Tradition versteht, eine offene Lesart, die die übernatürliche Empfängnis der Frau als Wahrheit akzeptiert und eine Mischlesart, in der beide Eheleute für die Situation verantwortlich sind, der Verkauf des Kindes aber als schlechtmöglichste Reaktion auf einen Betrug gelten muss.

Das Leserwissen bzw. die Perspektive auf den Text spielt auch bei der Wahrnehmung der Grenzen und der Wetterphänomene eine wichtige Rolle, die es nun zu betrachten gilt.

3. Grenzen im Schneekind A und B

Für die Analyse der im Text enthaltenen Grenzen möchte ich nicht nur die physischen Dimensionen von Grenzen betrachten, sondern auch die immateriellen Grenzen einbinden. Diese definiere ich als abstrakte, nicht physisch greifbare Grenzen, die allerdings fest in der Lebenswelt verankert sind und durch welche die Welt denkerisch erschlossen werden kann. Diese Grenzen stiften, genau wie materielle Grenzen und im Besonderen *ex negativo*, durch Grenzüberschreitungen sowie In- und Exklusion, Ordnung. Mit Hilfe der abstrakten Grenzen können Unterscheidungen getroffen und Ähnlichkeiten aufgezeigt werden, wodurch Identifikations- und Abgrenzungsmöglichkeiten eröffnet werden.

Physische Grenzen definiere ich dementsprechend ebenfalls als eine Perspektivierung von Raum, die über Zugehörigkeit, Abgrenzung oder Überschreitung identitätsstiftend sein kann. Physische Grenzen sind materiell vorhanden, das bedeutet, sie sind nicht nur gedanklich, sondern auch lebensweltlich greifbar. Konkrete physische Grenzen können die in der Rechtspraxis des Mittelalters durchaus geläufigen Begriffe *greniz* oder *marke* oder auch Berge, Flüsse, Wälder sein, da sie Orte sind »die der menschlichen Bewegung einen natürlichen Widerstand bieten« (Wagner 2018, S. 225–227).

Die mit den Grenzen untrennbar verbundenen Grenzüberschreitungen können ebenfalls unterschiedlicher Art sein. So gibt es natürliche Grenzüberschreitungen (Tod), aber auch widernatürliche Grenzüberschreitungen (vorzeitig herbeigeführter Tod durch menschliches Zutun). Eine Figur kann für sich selbst eine Grenzüberschreitung herbeiführen/abwenden oder dementsprechend auch für eine andere Figur eine Überschreitung forcieren oder verhindern. Zudem können Grenzen durch aktives Handeln oder auch das Unterlassen von Handeln überschritten werden. Grenzüberschreitungen können demnach stets aktiv oder passiv stattfinden.

3.1 Das Meer

Das Meer bildet einen physischen Grenzraum, der für die Lebenswelt des Kaufmannes wichtig ist. Die zum Meer gehörenden konkreten Grenzorte Hafen, Ufer oder Brücke (Wagner 2018, S. 231) werden im Märe aber nicht explizit genannt. Erwähnt wird das Meer in A insgesamt drei Mal. Zunächst am Anfang: *er huop sich uf des meres fluot, als noch manic koufman tout* (›Schneekind A‹, V. 11f.), noch einmal während der gemeinsamen Fahrt von Mann und Sohn: *er huop sich uf daz wilde mer, die unde sluogen in entwer, si sluogen in in ein schoene lant* (›Schneekind A‹, V. 47–50) und während der Konfrontation der Frau: *mich sluoc der wint beidiu hint unt her uf dem wilden mer entwer* (›Schneekind A‹, V. 66–68). Es wird als

eine potente Kraft beschrieben, die Worte *wilde/n* und *sluoc/sluogen* charakterisieren seine unkontrollierbare Natur. Semantisch werden auch die Worte *unde* und *wint* deshalb eingebracht, um die wirkenden Kräfte näher zu beschreiben. Auffällig ist, dass die geschilderte Kraft und Unberechenbarkeit im Verlauf des Märe zunimmt und in der fiktiven Erzählung des Kaufmannes über den Tod des Kindes kulminiert, um die Unschuld des Mannes am Tod des Kindes zu bekräftigen und sein Ableben auf Naturgewalten zurückzuführen.

In B wird das Meer als Grenzraum weitgehend außen vorgelassen. Es wird lediglich gesagt, dass der Kaufmann geschäftlich unterwegs ist, als seine Frau ihn betrügt bzw. dass er seinen Sohn später wegbringt. Welche Art der Fortbewegung er wählt, wird nicht eindeutig erwähnt, einen Grenzraum besitzt ›Schneekind B‹ somit nicht.

Der Kaufmann folgt mit seinem Fortgehen der seinem Beruf immanenten und wichtigen ökonomisch-materiellen Ausrichtung und handelt entsprechend seiner Profession (Reichlin 2009, S. 94).

Das Meer als explizit erwähnter Grenzraum im ›Schneekind A‹ funktioniert als physische und metaphysische Grenze und zieht vor allem den Identitätswechsel des Mannes, also des sich bewegenden Subjekts, nach sich.

Die Überquerung der Grenze bzw. der Aufenthalt im Grenzbereich korrespondiert auffällig häufig mit einem Wechsel der Identität des sich bewegenden Subjekts bzw. mit einer Fragwürdigkeit von dessen Identität und *conditio*. (Wagner 2018, S. 229)

Das sich bewegende Subjekt, im ›Schneekind‹ also der Kaufmann, erfährt im Sinne Wagners mehrere Identitätswechsel. In der Heimat ist er der liebende Ehemann (›Schneekind A‹, V. 1f.), der auf Grund der Liebesschwüre seiner Frau (›Schneekind A‹, V. 3–6) von der Wahrhaftigkeit der Beziehung überzeugt ist. Um seinem Beruf nachzukommen und Geld zu verdienen, initiiert er aktiv einen partiellen Wechsel seiner Hauptidentität: *niht langer wold er biten, von sinem hus fuor er mit koufe durch gewinnes ger*

(>Schneekind A<, V. 8–10). Diese Wiederaufnahme seines Berufes und der Fortgang aus der Heimat geben der Frau die Gelegenheit zum Betrug. Bei seiner Rückkehr sollte seine Hauptidentität wieder zu der des Ehemannes werden und gleichzeitig die des Kaufmannes abgelegt werden, allerdings wird dies dadurch verhindert, dass er erkennt, dass seine Frau ihn betrogen hat. Die vorher als starke Beziehung imaginierte Verbindung der Eheleute ist zerstört. Seine Identität als liebender Ehemann und Vater wird nur noch zum Schein aufrechterhalten, nämlich um die Frau und das Kind in Sicherheit zu wiegen, in Wahrheit existiert sie aber nicht mehr und wird von der Identität des Betrogenen/Belogenen ersetzt. Zugleich wird damit verhindert, dass er in der Heimat seine Hauptidentität als Kaufmann wieder ablegen kann, durch den Betrug verbleibt er in dieser. Deutlich wird dies in dem Umgang mit dem Schneesohn, den er ja zehn Jahre in der Hoffnung, durch eine gute Ausbildung beim Verkauf mehr Geld für ihn zu bekommen, unterrichtet. Er verbleibt also auch in der Heimat in der Rolle des Kaufmannes, der vor allem auf Profit aus ist. Damit nutzt er das, was ihn letztendlich in diese Lage gebracht hat, klug aus und schließt den Kreis: Der Wunsch nach Profit gibt der Frau die Chance, ihn zu betrügen, und genau dieser ist es auch, der den Störfaktor, das Produkt des Betruges, wieder beseitigt.

Die dritte Überquerung des Meeres in A treibt das Nebenher beider Identitäten (liebender Vater/Ehemann und Kaufmann) auf die Spitze. Der erneute Auszug soll die vorgetäuschte Identität als Vater teilweise beenden, indem der physische Beweis der Untreue, der Sohn, verkauft wird. Die Rückkehr des Kaufmannes, die die vierte Überquerung des Meeres bedingt, ist nur teilweise mit einem Identitätswechsel verbunden. Zwar kann er die vorgetäuschte Identität des Vaters ablegen und seine Tätigkeit als Kaufmann bis ins Groteske übersteigern^B, jedoch lässt sich der Betrug seiner Frau nicht ungeschehen machen. Er konnte ihn allerdings zurückgeben, wie erwähnt wird: *ob in sin wip bekrenket, daz er den schranc wider stürzet unt mit listen liste lürzet* (>Schneekind A<, V. 84–86). Damit findet auch

hier ein Identitätswechsel statt: Der Kaufmann wird vom Betrogenen zum Betrüger und wechselt aus seiner selbst auferlegten Opferrolle zum Aggressor, bzw. vom Unterlegenen zum Überlegenen.

Nähert sich ein Protagonist eines literarischen Werkes einer Grenze an oder überschreitet er sie, dann hat dies in der Regel [...] eine Ambivalenz und Unordnung zur Folge: Der Status dieses Protagonisten wird uneindeutig. (Schumacher 2014, S. 1)

Diese Uneindeutigkeit behält der Kaufmann von seiner ersten Rückkehr bis zum Ende des Märe bei. Mit der Durchführung seiner Rache hat er Position bezogen und seiner Frau gegenüber die Familienidylle als Täuschung offenbart.

Doch nicht nur der Kaufmann erfährt einen Identitätswechsel durch die Überquerung des Meeres: Die dritte Überquerung führt auch dazu, dass der Sohn in der Fremde verkauft wird und somit seine Identität als freies Kind ablegen muss (forcierter Identitätswechsel). Dass er scheinbar an Heiden verkauft wird, bedroht darüber hinaus auch seine Identität als christlich erzogenes Kind. Zudem ist das Meer im Rahmen der Fiktion des Kaufmannes der Ort, an dem das Schneekind wieder zu Schnee (Wasser) wird und somit zu seinem Ursprung zurückkehrt. Auch diese Identitätswechsel sind auf fiktionaler Ebene forciert. So ist in A das Meer, in B die Hitze Schuld am imaginierten Übergangsszenario des Kindes zurück in seine Ausgangsform (Schnee/Wasser). Der Schneesohn ist also sowohl in den fiktionalen als auch den realen Grenzüberschreitungen stets das Opfer und nie der *actant*.

Der Grenzraum Meer ist somit auch ein Ort der List, da er den Weg zum Verkauf des Kindes und der damit verbundenen Rache einleitet. Besonders herausgearbeitet wird das in B, wo, wie bereits erwähnt, der Kaufmann sogar einen Grund fingiert, um den Schneesohn mit auf Reisen nehmen zu

können und die Frau bereits Bedenken hat, weshalb sie sich die Unversehrtheit ihres Kindes nachdrücklich bestätigen lässt (>Schneekind B<, V. 46–49).

Die Identitätswechsel des Kaufmannes in Verbindung mit Grenzüberschreitungen sind in B ebenfalls vorhanden, jedoch werden sie nicht so deutlich herausgearbeitet wie in A. Der Auszug des Mannes und die Rückkehr werden deutlich gerafft erzählt, so dass das Märe erst richtig beim Streitgespräch zwischen den Eheleuten einsetzt. Zudem wird die Uneindeutigkeit der Identität des Kaufmannes im Textgeschehen von A noch durch eine wichtige, durch den Erzähler eingebrachte Beurteilung verstärkt, welche in B fehlt: *er braht sie des niht inne, daz er valscher minne an ir was worden gewar unz dar nah wol über zehen jar.* (>Schneekind A<, V. 31–34). Der Rezipient erfährt somit, dass sich der Kaufmann in A eine vorgetäuschte Identität angeeignet hat, B hingegen lässt diesen Status bis zum Ende offen, weshalb auch sein liebevolles Verhalten gegenüber dem Sohn vom Rezipienten zunächst anders bewertet werden kann.

3.2 Die *Abstracta* Fremde und Heimat

Verbunden ist das Meer mit den abstrakten Räumen Fremde und Heimat. Das Meer als ein Grenzraum zwischen Fremde und Heimat im Erlebnishorizont des Kaufmannes muss in A überquert werden, um von einem Raum in den anderen zu gelangen. Der Kaufmann agiert in allen drei Räumen mehrfach, wodurch sich das Märe in zwei Teile gliedert: der erste Teil besteht aus dem Verbleiben in der Heimat, der Überquerung des Meeres, dem Verbleib in der Fremde und der Rückkehr, der zweite Teil, anzusetzen bei der Ankunft des Mannes und dem Vorfinden seiner Frau und dem Kind, ist ebenso aufgebaut. Auch B wird so strukturiert, nur ist dort der Grenzraum zwischen Fremde und Heimat undefiniert, und eine explizite Überquerung findet nicht statt. Die erste Grenzüberquerung bedingt den Betrug,

ist der Auslöser dafür, dass die Ordnung gestört wird, die zweite Überquerung stellt die Ordnung wieder her und bringt obendrein noch die Revanche. Jürgen Kühnel erkennt darin eine Analogie zur Doppelwegstruktur in höfischen Romanen und spricht deswegen auch von einem doppelten Curcus (Kühnel 1991, S. 151).

Die Fremde ist der Raum, in dem der Kaufmann seinen Geschäften nachgeht. Sie wird durch folgende Begrifflichkeiten definiert: *fremedez lant*; *schoene lant* (>Schneekind A<, V. 13 und V. 49); *ain lant, da waz der sitt so gewant, daz man kint koft*; *egipte lant* (>Schneekind B<, V. 61–63 und V. 69). Topographische Ortsbenennungen fehlen also weitgehend, die Fremde wird durch die dort lebenden Menschen und ihr Erscheinungsbild charakterisiert, da für die Handlung nicht wichtig ist, wo genau er hinreist, sondern nur, dass er in die Fremde reist. B allerdings legt mehr Wert darauf, die Fremde als Gebiet, in dem Heiden leben, zu charakterisieren, was neben einer Veränderung der Schuldbewertung in der >Schneekind<-Tradition ebenfalls damit verbunden sein kann, dass der Verkauf des Sohnes damit plausibler und stärker gemacht wird. An keinem anderen Ort könnte der Kaufmann seinen gegen christliche Werte verstoßenden Plan umsetzen.

Der Raum der Heimat wird im Märe nicht explizit ausgestaltet, nimmt aber in der Lebenswelt des Kaufmannes eine wichtige Rolle ein. Es ist die Heimat, die er zu Beginn verlässt, um Geld zu verdienen (>Schneekind A<, V. 7–10; >Schneekind B<, V. 8–10). Seine Frau, die er überschwänglich liebt (>Schneekind A<, V. 1f.; >Schneekind B<, V. 5–7), bleibt zurück, weshalb davon ausgegangen werden kann, dass die Heimat für den Kaufmann vor allem durch sie ein Ort ist, zu dem er wieder zurückkehren möchte. In der Heimat erfährt er nach seiner Geschäftsreise schließlich auch vom Betrug seiner Frau. Seine negativen Gefühle verbergend verbleibt er trotzdem in diesem Raum und erhält ihn und die mit ihm positiv konnotierten Gefühle aufrecht (Familie; Liebe), um seine übrigen Familienmitglieder (Frau, Sohn) in Sicherheit zu wiegen und damit die Rache vorbereiten zu können. Hier

lohnt sich darüber hinaus auch ein Blick in einige übrige Texte der Schneekind-Tradition. In diesen ist die Heimat nämlich als Venedig namentlich benannt (›Schimpf und Ernst‹, Z. 1; ›Der eyszapf‹, V. 1; ›Von dem Laster dess Ehebruchs‹, Z. 4f.; ›Proverbiorum Copia‹, V. 21) und deshalb auf physischer Ebene kein *abstractum* mehr. Burkhard Waldis hingegen benennt die Heimat ebenfalls nicht explizit. Die Fremde wird zusammenfassend wie folgt benannt: *die Heidenschafft* (›Schimpf und Ernst‹, Z. 2); *fremdbe lant* (›Der eyszapf‹, V. 29); *die Duoockey* (›Der eyszapf‹, V. 39); *in frembde Lande / frembde Landt* (›Esopus‹, V. 2 und V. 38); *in die Heydenschafft reisen* (›Von dem Laster dess Ehebruchs‹, Z. 7); *in die Heidenschafft; In fremde Land jhn mit sich nam* und *Wol in der Heiden Länder ferr* (›Proverbiorum Copia‹, V. 24; V. 52. und V. 56).

Für den Schneesohn hingegen ist der Raum der Fremde ein Ort der endgültigen Exklusion, da er nicht in der Lage ist, aus diesem auszubrechen und in sein altes Leben, den Raum Heimat, zurückzukehren. Er muss in der Fremde bleiben und seine neue Identität akzeptieren.

3.3 Grenze der Realität und Fiktionalität

Es findet sich eine Grenze zwischen Fiktionalität und Realität, verbunden mit Lüge und Wahrheit, die ich an dieser Stelle nur kurz zusammenfassen und um wenige Gedanken ergänzen möchte, da Matthias Däumer (2018, S. 57–72) dies unlängst bereits getan hat.

Im Schneekind existieren Fiktionen – nach Däumer also die jeweiligen Lügengeschichten des Ehepaares – gleichsam neben den harten Realitäten, dem Ehebetrug und Verkauf des Schneesohnes (Däumer 2018, S. 64). Sie überlagern einander sogar, so dass die Grenzen verschwimmen. Die Ehefrau ist es, die die Fiktion scheinbar ins eheliche Leben holt, um den Ursprung ihres Kindes zu erklären und seine rechtmäßige Existenz so durch eine Lüge zu begründen. Ihr Mann hingegen erkennt diesen Erklärungsversuch als Fiktion, löst ihn aber nicht offen auf. Däumer bezeichnet dieses

Verhalten als Einsicht in die Vergeblichkeit, seiner Frau argumentativ ihre Lüge bewusst zu machen (2018, S. 64), jedoch ist auch in Anlehnung an das Promythion in B und das Epimythion von A denkbar, dass der Kaufmann bereits an dieser Stelle die spätere Überlagerung ihrer Fiktion mit einer von ihm ersonnenen Fiktion plant, um die Frau härter zu treffen. Wichtig ist dabei, dass die zweite Fiktion kohärent an die erste anschließt, sie aufnimmt, erweitert und somit komplettiert.

Hier führt also nicht wie beim Klugen Knecht die Erzählung zur Realität, sondern die von Ehefrau und Ehemann imaginierte, doch nicht geglaubte Fiktion entpuppt sich als parallel laufende, virtuelle Sinnebene. Diese Virtualität jedoch erschafft Realität: Weder wird die Frau für den Ehebruch noch der Mann für den Verkauf seines Sohnes bestraft. (Däumer 2018, S. 64)

Richtig ist, dass somit die Fiktion eine neue Sinnebene im ›Schneekind‹ erschafft, jedoch durchdringt diese auch die Realität, indem der physische Beweis des Betrugs, das Schneekind selbst, jahrelang vom Kaufmann scheinbar akzeptiert wird. Der Sohn bildet die Verschmelzung von Fiktionalität und Realität und den Versuch der Integration von Fiktion in Realität. Das Verhalten der Frau ist dabei trotz der Betrugssituation durchaus nachvollziehbar, handelt es sich doch um ein menschliches Wesen, dessen Existenz sie ›verschuldet‹ hat.

Es muss davon ausgegangen werden, dass während der Schonzeit die Ehefrau zumindest auf den Erfolg ihrer Täuschung hoffen darf. Zudem wird vor allem in B deutlich, dass sie durchaus am Ende bestraft wird, indem das noch wenige Verse vorher als emotionale Bekundung ihrer mütterlichen Gefühle abgerungene Versprechen bezüglich der Unversehrtheit ihres Kindes gebrochen wird (›Schneekind B‹, V. 46–49) und im *Epimythion* erwähnt wird, dass ihr mit ihrem Sohn auch alle Freude genommen wurde (›Schneekind B‹, V. 80).

Denn am Ende stehen die Aussagen ›Das Schneekind ist geschmolzen‹ und ›Das Kuckuckskind wurde verkauft‹ unvereinbar nebeneinander. Zwar ist die eine Aussage fiktiv, die andere real – doch trotz ihrer Widersprüchlichkeit existieren sie im Status der ›Gleich-Gültigkeit‹ in der Lebenswelt der Figuren. (Däumer 2018, S. 64)

Richtig ist, dass es an keinem Punkt der Erzählung einer expliziten Auflö-
sung der Fiktion durch die *actantes* bedarf, um sie als Lüge zu kennzeich-
nen. Die Fiktion ist auch nach dem Verkauf des Kindes immer noch in der
Lebenswelt der Eheleute präsent, andererseits wird der Frau durch das
Weiterspinnen und letztendliche Komplettierung ihrer ersonnenen fiktiven
Geschichte diese auch zerstört. Die Fiktion scheitert also, indem sie weiter-
gesponnen und so als unwahr herausgestellt wird. In den ›Schneekind‹-
Texten lässt sich also der vollzogene Versuch der Inklusion des Exkludier-
ten (Däumer 2018, S. 64) beobachten.

Der Stricker geht viel stärker als andere Dichter der höfischen Literatur von
einer bewusstseinsunabhängigen Welt aus, welche die Freiheit kennt, dass
Fiktionales und Reales sich als ›gleich-gültige‹ virtuelle Räume durchdringen.
Wenn sich am Ende der Mären die Realität wieder als solche bestätigt [...], so
doch immer mit dem Beigeschmack, dass die Fiktion die Realität mitgeformt
hat. (Däumer 2018, S. 65)

Das sieht man vor allem darin, dass die Ehefrau ihren Ehemann nicht offen
zum wahren Verbleib des Sohnes befragen oder sogar zur Rechenschaft zie-
hen kann, da sie sonst, sollte man davon ausgehen, dass ihre Geschichte
wirklich eine Lüge ist, ihr eigenes fiktionales Konstrukt zerstören und sich
so als Ehebrecherin stigmatisieren würde. In A verbindet der Kaufmann
diesen Faktor klug mit einer angeblichen Wiedergeburt des Kindes: *ist aber
daz war, daz ich hæere sagen, sone darft du in nimmer geklagen* (›Schnee-
kind A‹, V. 73f.). Zudem wird die wechselseitige Beziehung von Lüge und
Wahrheit in ›Schneekind A‹ mit dem Wasserkreislauf in Verbindung ge-
bracht: Keine Lüge ist so gut, dass sie nicht wieder zu ihrer Quelle zurück-
kommt (›Schneekind A‹, V. 75–80).

Der Sohn ist das Opfer seiner fingierten Herkunft, seiner fiktionalen Zeugungsgeschichte. Er wird zudem auf der Ebene der Realität entmenschlicht, was man an seiner fehlenden Kontur im Text erkennt: Weder hat er irgendeinen Redeanteil, noch wird uns irgendeine Information über ihn, seine Handlungen oder Gedanken übermittelt. Diese vollkommene Konturlosigkeit verliert das Schneekind erst in späteren Werken der Rezeptionskette, beispielsweise in Johannes Paulis ›Schimpf und Ernst‹. Dort wird das Kind als *hübsch Kneblin* (›Schimpf und Ernst‹, Z. 3) mit *weiß Hårlin* (ebd., Z. 4) beschrieben, das nach seinem vermeintlichen Erzeuger, einem Eiszapfen, *Glacies Yßschmarren* heißt (ebd., Z. 10f.). Die gewonnene Konturhaftigkeit hat zwei Dimensionen: Erstens ist sie faktisch als komisches Element zu verstehen. Der Versuch der Ehefrau, die fiktive Geschichte in die Realität einzubinden, ist um einiges stärker, da sie das Kind sogar nach seinem vermeintlichen Vater benennt. Andererseits gibt Pauli mit der Erwähnung der Haarfarbe des Kindes (weiß wie der Schnee) dem Rezipienten auch zu denken, denn man kommt nicht umhin, diesen Fakt in die Bewertung der Geschichte der Frau einfließen zu lassen. Die Haarfarbe ist ungewöhnlich, der Sohn wird somit auf der Ebene der physischen Erscheinung als potentielles ›Kind des Schnees/Eises‹ dargestellt. Hier könnte auch das Prinzip des ›Versehens‹ bzw. der Kallipädie stark gemacht werden, das besagt, dass die Gedanken der Mutter während der Zeugung (und auch während der Schwangerschaft) die Physiognomie des Kindes nachhaltig beeinflussen und formen. Narratologisch gesehen könnte die Ehefrau hier also durch Ausnutzung dieser Theorie ihre aus einer Affäre hervorgegangene Schwangerschaft versucht haben zu überdecken. Ein minimaler Erfolg ist hier nicht zu leugnen: Die spezifische Optik des Kindes wurde durch das ›Versehen‹ der Mutter eindeutig geprägt. Natürlich besteht aber auch noch eine weitere mögliche Wahrheit im Text, nämlich, dass sie wirklich durch den Verzehr eines Eiszapfens schwanger geworden ist und ihr Kind auf ganz natürliche Art und Weise die Physiognomie des Vaters angenommen hat.

Die Grenze zwischen Realität und Fiktion ist in den ›Schneekind‹-Texten also fließend. Die Texte bieten trotz subtiler Hinweise auf bestimmte Auslegungen, die gängigen Mustern entsprechen (beispielsweise dem Schlag/Gegenschlag; Betrug und Lüge/gerechte Strafe), mehrere Deutungsperspektiven. Die Fiktionalität- und Realitätsebenen existieren nicht starr nebeneinander, sondern durchdringen einander dynamisch.

3.4 Die Grenze der Lebensphasen

Es findet sich zudem eine zeitliche Grenze zwischen Kindheit und Jugend, die am Leben des Sohnes wirkmächtig wird und mit einer zeitlichen Raffung des Textes, um das Wesentliche zu fokussieren (*abbreviatio*), einhergeht. In seiner Kindheit genießt der Sohn eine Art Schonfrist, erst später, in A ist es nach 10 Jahren, in B *do daz kint ze knaben wart* (›Schneekind B‹, V. 36), ist er in den Augen des Kaufmannes bereit, um verkauft zu werden. Unterschiede sind in der Begründung für die Wartezeit zu finden. Wo der Kaufmann in A die Zeit nutzt, um den Wert des Sohnes durch eine umfassende höfische Ausbildung zu steigern, von Anfang an also aktiv an der Wertsteigerung des Jungen mitarbeitet, wird in B kein expliziter Grund für die Wartezeit genannt. Er zieht mit dem Sohn aus, um ihn, bevor er unter Leute kommt, angenehm für die Gesellschaft zu machen, jedenfalls ist es das, was er seiner Frau erzählt. Die Reise des Sohnes soll also als ein Auszug in die Welt, eine Reise, um zu lernen, getarnt sein. Das bereits erwähnte *do daz kint ze knaben wart* (›Schneekind B‹, V. 36) zeigt eine Veränderung in der Wahrnehmung des Kindes durch seine Umwelt, einen Übergang von einer Lebensphase in die andere. Der Sohn wird jetzt nicht mehr, wie Grubmüller übersetzt, als Kind wahrgenommen, sondern als Jüngling, dessen Ausbildung aber nicht fertig ist, da er noch nicht in die Gesellschaft eintreten kann: *hertz trüt, es ist ze frü, daz ich uz für disen knaben. Man musz in dest lieber haben, gelernt er wol gebaren von kintlichen jaren.* (›Schneekind B‹, V. 38–42).

Die lebensweltliche Verankerung der begrifflichen und geistesgeschichtlichen Einteilung von genauen Lebensphasen im Mittelalter, speziell das des bekanntesten Schemas von Isidor von Sevilla, ist von der Forschung immer wieder bezweifelt worden, trotzdem möchte ich an dieser Stelle versuchen, mit dessen Begrifflichkeiten die im Schneekind A und B aufgemachte Grenze im Leben des Sohnes aufzuzeigen. Möglich ist, dass der Autor von B die Begriffe *infantia* (*kint*) und *pueritia* (*knaben*) meint, beide als Frühphasen des Lebens zusammenfasst (*kintlichen jaren*) und den Übergang des Schneesohnes in die *adolescencia* andeuten will. Historisch gesehen macht diese Denkweise Sinn, da vor allem die Übergänge zwischen den frühen Lebensphasen eng mit der Ausbildung von bestimmten Fähigkeiten verbunden sind (Goetz 2018, S. 254). Sollte man dieser historischen Aufteilung der Lebensalter folgen, wäre der Schneesohn in B also noch unter 14 Jahre⁴ alt und vor dem Übergang in die *adolescencia*. Unterstützt wird dies durch die Aussage des Kaufmannes *hey, wol ain man wirt daz kint* (>Schneekind B<, V. 45). In A hingegen lässt sich nicht eindeutig ausmachen, ob er noch in der *pueritia* ist oder sogar schon in der *adolescencia*, sondern nur, dass die zehnjährige Ausbildung offensichtlich dem Zweck des Verkaufes gedient hat, denn sonst würde die rückblickende Bewertung der Ereignisse: *ouch het er des vil grozen ruom, daz er daran niht was betrogen, daz er das gouchelin het gezogen* (>Schneekind A<, V. 55–58) schwerlich Sinn machen.

Fraglich ist jedoch, warum genau der Kaufmann in B so lange mit dem Verkauf wartet. Eine Möglichkeit ist, dass er eine frühere Reise des Kindes nicht realisieren konnte und deshalb auf die gesellschaftlich offensichtlich anerkannte Begründung der Ausbildung zwischen zwei Lebensphasen gewartet hat. Eine andere Möglichkeit, die die vorangegangene nicht ausschließt, aber ergänzt, wäre, dass ein Mensch in der *pueritia* beim Verkauf mehr Geld einbringt als einer in der *infantia*, da er bereits über wichtige

Eigenschaften verfügt. Eine weitere Möglichkeit ist, dass die lange Wartezeit zur Verschlimmerung des letztendlichen Verlusts des Kindes für die Mutter beiträgt.

Deutlich wird sowohl in A als auch in B, dass die Jugend und die Adoleszenz als spezifische Zeitpunkte wahrgenommen werden, deren Überschreitung mit Konsequenzen und Anforderungen verbunden ist. Auch in den anderen Texten der Stofftradition lässt sich dieser Aspekt wiederfinden. Pauli lässt den Kaufmann eine gemeinsame Reise damit erklären, dass das Kind *auch etwas lert* (›Schimpf und Ernst‹, Z. 19). Hans Sachs bezieht die Reise sogar direkt auf die Weitergabe des Kaufmannswissens vom Vater an den Sohn: *Den knaben wil ich nemen mit, Das er mein handel lere.* (›Der eyszapf‹, V. 31/32), ebenso wie Brunmüller: *Wie riehtist du / wann ich vnsern Glaciem Eyssschmarn / mit mir neme / dass er lehrne mit mir kauffen vnnd verkauffen auff meinem handel vnd gewerb / das er auch heite oder morgen wiss was er thun vnnd lassen sol* (›Von dem Laster dess Ehebruchs‹, Z. 22–25). Die Tendenz der Stofftradition geht also dahin, dass eine Vertrauenssituation, die ausschließlich zwischen Vater und Sohn stattfinden kann, geschaffen und ausgenutzt wird. Damit motivieren die Autoren die lange Wartezeit und füllen die im Märe vorhandene Leerstelle. Das Alter des Schneesoehnes ist damit insofern für den Text wichtig, als dass es das Fortschreiten der Handlung (Verkauf) beeinflusst.

3.5 Soziale Grenzen

In diesem Zusammenhang findet sich in A eine weitere Grenzüberschreitung, nämlich eine soziale/gesellschaftliche. Der Kaufmann selbst ist bereits eine literarische Figur, die sich im Grenzbereich aufhält. Historisch gesehen galt die Gruppe der Kaufleute als vierte Säule der Gesellschaft und war auf Grund ihres Vermögens aber weder den einfachen Bürgern noch auf Grund der Art ihres Berufs und ihrer Abstammung dem Adel zuzuordnen. Damit, dass er dem Schneesoehne eine höfische Erziehung zukommen

lässt (Malm 2013, Sp. 366), überschreitet er die Grenze seines sozialen Standes:

*er lert daz kint under stunden mit haebechen unt mit hunden, mit schachzabel
unt mit vederspil maniger hant freude vil, mit zuhte sprechen unt swigen,
herpfen, rotten und gigen unt allerhande saitenspil unt ander kurzewile vil.*
(Schneekind A, V. 35–42)

Doch dies macht er letztendlich nur, um das zu erreichen, was den Stand des Kaufmannes definiert: gewinnbringende Verkäufe und Wertsteigerung der Waren. »Das Vorgehen des Kaufmannes ist dabei ebenso nachhaltig wie rational: Der Verkauf des Jungen deckt die Ausgaben für dessen kostspielige Erziehung, folgt also kaufmännischer Logik« (Malm 2013, Sp. 366). Die Werte/das Selbstverständnis eines Standes, in diesem Fall des höfischen, werden/wird ausgenutzt, um dem Kaufmann seine Arbeit zu erleichtern. Erneut lässt sich hier ein Spiel mit den gängigen Motiven der höfischen Literatur finden, die in Mären aufgenommen und in alltägliche Zusammenhänge gebracht werden (Kühnel 1991, S. 137–157, hier S.144).

Zu Bedenken ist hier allerdings, dass eben der Wunsch, das Kind zu verkaufen, diese kostspielige Erziehung begründet, nicht umgekehrt. Dem Kaufmann stand auch die Handlungsoption offen, das Kind als das seine zu erziehen, es in seinen Beruf einzuführen und dadurch Profit zu machen.

3.6 Ethisch/moralische/religiöse Grenzen

Eine genauere Betrachtung der narratologischen Importanz der Fremde bzw. der heidnischen Länder neben ihrer bloßen Fremdartigkeit kann für eine weitere im Text enthaltene Grenze fruchtbar gemacht werden, nämlich für die ethisch/moralische Grenze. Auch hier kann ich dankenswerterweise auf den bereits zitierten Aufsatz von Echelmeyer und Kirchhoff (2016, S. 343–356) zurückgreifen und diese Grenze im Text weiter konturieren.

Grundsätzlich lässt sich in der Rezeptionskette eine Veränderung der Schuldbewertung nachweisen. ›Schneekind B‹ und auch jüngere Textzeugen von A geben veränderte Perspektiven auf den Weggang des Mannes, seine Taten in der Fremde und den Verkauf des Kindes. So weist beispielsweise der Nebensatz *wan wirtes fröm̄di schaden birt* (›Schneekind B‹, V. 13) eine potentielle Mitschuld des Mannes an dem Fehltritt seiner Frau aus (Echelmeyer/Kirchhoff 2016, S. 350). Auch der Fakt, dass in der Stofftradition nicht mehr nur die Frau (›Schneekind A‹, V. 28) einen Schwur leistet, sondern in B der Mann gleich zweimal schwört und beide Schwüre wiederum bricht (›Schneekind B‹, V. 53–56; 68–71), kann ein Indiz für die veränderte Schuldzuweisung sein (Echelmeyer/Kirchhoff 2016, S. 351). Es wird hier also eine ethisch/moralische Grenze überschritten, die durch die emotionale Ausgestaltung beider Schwüre bzw. deren Folgen nur verstärkt wird: *dü dich sint underwint mit unverwenckten trüwen, wan ich stirb von rüwen, ob ihm geschâach arges icht* (›Schneekind B‹, V. 53–56) und *dez fiel ir alle fröd nider* (›Schneekind B‹, V. 68–71). Auffällig ist, dass der Fehltritt der Ehefrau wiederum keine solche Bewertung erhält. Der Verkauf des Sohnes trotz Garantie seiner Unversehrtheit scheint hier die ethisch/moralische Grenze deutlicher zu überschreiten. Und noch ein weiterer Faktor spielt in diese Schuldbewertung ein, denn ›Schneekind B‹ geht darüber hinaus auch mit der bereits erwähnten Grenze zwischen Fremde und Heimat anders um, indem in B die Destination seiner zweiten Reise anders fokussiert wird:

Die Fahrt ins heidnische Land (Ägypten) ist in B zielgerichtet, der Verkauf des Kindes unter die Heiden geschieht also vorsätzlich [...]. Seine Tat – die die christliche Seele des Kindes in Gefahr bringt – erscheint somit schlimmer, er selbst berechnender. (Echelmeyer/Kirchhoff 2016, S. 351)

Die moralisch/ethische Grenzüberschreitung endet nicht beim bloßen Verkauf des Kindes, sie wird sogar noch gesteigert, indem das Kind an Heiden

in einem fremden Land verkauft wird und so eine religiöse Grenzüberschreitung stattfindet. Letztendlich fügt er somit nicht nur seiner Frau Schaden zu, sondern auch einem unschuldigen Dritten.

Es muss dabei darauf hingewiesen werden, dass eine Umverteilung von Sympathie und Schuld innerhalb des Handlungsrahmens des ›Schneekind‹-Stoffes überhaupt nur sehr partiell geschehen konnte. Eine völlige Negativzeichnung des Mannes und damit eine Sympathieverteilung allein zugunsten der Frau wäre bei dem vorgegebenen ›Schneekind‹-Stoff gar nicht möglich gewesen. Beim hier wirksamen Schema von Provokation und Replik bzw. List und Gegenlist ist aus biologischen Gründen nicht austauschbar, von wem die Provokation ausgeht. (Echelmeyer/Kirchhoff 2016, S. 351)

Die Schuld seiner Frau bleibt durch die Umakzentuierung also erhalten, verliert darüber hinaus nicht an Importanz, sondern wird von dem nun moralisch problematisierten Handeln des Mannes begleitet. Letztendlich führt diese Veränderung dazu, dass beiden Eheleuten eine Mitschuld an ihrer Situation eingeräumt wird und nicht mehr nur die Frau als Störfaktor dargestellt wird.

4. Das Wetter

4.1 Die wundersame Empfängnis

Zwei Abschnitte des Textes sind mit Blick auf die Wetterphänomene besonders wichtig. Zum einen ist dies der Abschnitt zur vermeintlichen wundersamen Empfängnis, zum anderen ist es die vom Kaufmann ersonnene Geschichte zum Ableben des Kindes. Beide Abschnitte der Geschichte funktionieren durch die Einbindung von Wetter. Die Wetterphänomene markieren somit also den fingierten Anfang und das fingierte Ende des Lebens des Kindes und bilden einen Rahmen seiner Existenz.

Dass in der Märendichtung die Einbindung religiöser Elemente zur Erzeugung von Komik ein beliebtes erzählerisches Element ist, hat bereits

Birgit Beine (1999, S. 295) festgestellt. Eine wichtige Gruppe bilden dabei die Mären, die sakrale Elemente und Narrative inkludieren, allerdings über kein klerikales Personal verfügen, wie beispielsweise die ›Wiener Meerfahrt‹ des Freudenleeren. Das ›Schneekind‹ gehört in eben jene Gruppe, da es mit dem Gedanken der Unbefleckten Empfängnis Jesu spielt (Beine 1999, S. 292), die *actantes* aber aus dem bürgerlichen Raum stammen. Festzustellen ist aber auch, dass das Schneekind den Gedanken der Unbefleckten Empfängnis zwar übernimmt, jedoch nicht dezidiert christlich ausgestaltet, sondern, wie Grubmüller ausführt, ironisierte Zusammenhänge mit abergläubischen Empfängnisvorstellungen schafft (Grubmüller 1996, S. 1057). Grund dafür ist, dass in der Geschichte der Frau göttliches Wirken keinerlei dezidierte Erwähnung findet, sondern lediglich ein angebliches Wunder geschildert wird, das in Verbindung mit der Natur steht und deshalb auch heidnische Züge aufweist. Auch Frosch-Freiburg hat erkannt, dass allerlei volksmythologische Empfängnisvorstellungen mit der Natur verbunden sind und vor allem die griechischen Mythen und Märchen die Importanz des Wassers mit Blick auf eine wundersame Schwangerschaft deutlich herausarbeiten (Frosch-Freiburg 1971, S. 43f.). Gängige Narrative im Volksglauben und in Märchen sind die Empfängnis durch Baden, einen Wasserstrahl oder einen Schluck Wasser (Kummer 1987, Sp. 810). Auch die ›Enzyklopädie des Märchens‹ kennt das Konzept, hier auch *conceptio magica* genannt (Nörtershäuser 2016, Sp. 1395–1404). Zudem hat die Forschung den in der indischen Mythologie wichtigen Gedanken, dass die Seele eines Menschen aus Eis besteht und Sonne deshalb gefährlich sein kann, bereits in die Suche nach einer Vorlage für das Schneekind einfließen lassen, bisher jedoch ohne Erfolg (Frosch-Freiburg 1971, S. 44). Ob aber die ›Verspottung‹ des Aberglaubens für das Märe eine entscheidende Rolle spielt, wie Frosch-Freiburg (1971, S. 43) ebenfalls festhält, kann nicht eindeutig belegt werden. Richtig ist, dass der Aberglauben von beiden Parteien instrumentalisiert wird, um ihre jeweilige List durchzuführen.

Die Geschichte zur Empfängnis in A und B funktioniert auf den ersten Blick ähnlich: Die Frau geht, in Sehnsucht nach ihrem Mann schwelgend, aus ihrem Haus, findet dort Schnee und wird, als sie diesen isst, auf übernatürliche Weise schwanger. Ein für die Analyse dieses Abschnittes interessanter Aspekt der wundersamen Empfängnis ist, dass sie in beiden Textvarianten trotz des eigentlich transzendentalen und unschuldigen Wesens durchaus sexualisiert wird (Classen 2011, S. 140f.). Die Frau spricht sowohl in A als auch in B (>Schneekind A<, V. 23; >Schneekind B<, V. 27) von sexuellem Verlangen nach ihrem Ehemann. Ein Deutungsversuch, weshalb diese hier irritierende sexuelle Begierde in die Erzählung der Frau integriert wurde, obwohl doch die unbefleckte Empfängnis Jesu Christi das Muster stellt, ist die darüber hinaus auffällige Diskrepanz zwischen dem körperlichen Verlangen und dem Schnee als einem Symbol der Reinheit und Tugendhaftigkeit, die die Geschichte der Ehefrau als Lüge kennzeichnen soll. Auch dazu passt die Schneemetaphorik sehr gut: Sie stillt ihr brennendes Verlangen nach ihrem Ehemann mit kühlendem Schnee.

Die zeitliche Verortung der Geschehnisse wird nicht konkret vorgenommen, jedoch erfolgt sie teilweise über den Schnee, den die Frau in ihrem Garten findet. Somit wird das Geschehen in einen Wintermonat verortet. Der Schnee als Manifestation eines Wetterphänomens im Text funktioniert in der Geschichte der Ehefrau als ein (fingiertes) Medium zur raumunabhängigen Übertragung von Liebe und sexuellem Begehren. Der Schnee ist sexuell konnotiert und funktioniert, vor allem in geschmolzener Form (sowohl über die Farbe als auch die Konsistenz), als Metapher für Sperma. Lässt man auch diesen Gedanken in die unterschiedlichen Arten des Zeugungsaktes in A und B einfließen, so ist die Sperma-Metapher in A durch die Nennung des Mannes als aktiven Part deutlich stärker als in B.

Der Zeugungsakt funktioniert in beiden Textvarianten unterschiedlich: In A ist die Frau zwar ebenfalls von Gelüsten nach ihrem Mann ergriffen, sind diese doch der Grund für den Gang in den Garten; der eigentliche Zeu-

gungsmoment liegt aber beim Mann, sie spielt eine passive Rolle als diejenige, die die Gefühle in sich aufnimmt (>Schneekind A<, V. 26f.). In B hingegen ist die *bruenschliche gir* zu ihrem Mann, die die Frau erfasst, der Zeugungspartner (>Schneekind B<, V. 27). Die Empfängnis geht also von ihr aus, der Mann spielt nur als bloßer Gedanke eine passive Rolle. Zu dieser Interpretation passt auch, dass die von der Ehefrau in A explizit gemachte Vaterschaft des Kindes, *ze minen triuwen, ez ist din* (>Schneekind A<, V. 28), in B fehlt. Die nachdrückliche Erwähnung der Vaterschaft des Kindes kann sicherlich als bloße Lüge der Frau gewertet werden, die den Witz intensivieren soll, zieht man hier jedoch die bereits erwähnte Theorie des Versehens (Kallipädie) zu Rate, ergibt sich ein anderes Bild: Egal, ob nun der Schnee oder ein anderer Mann die Ehefrau geschwängert hat, der bloße Gedanke an den von ihr gewünschten Vater des Kindes, nicht den Erzeuger, würde hier eine für sie reale Vaterschaft ihres Mannes statuieren. Klar ist, dass sie hier ihre eigentliche Aussage rhetorisch kodiert, nämlich im Rückgriff auf bekannte Vorstellungen aus dem Aberglauben, gepaart mit christlichen Motiven. Neben der bereits angebrachten Möglichkeit, hier nur einen Fehltritt verschleiern zu wollen, könnte sie ihrem Mann über die Wettermetapher ebenfalls sagen wollen, dass seine Abwesenheit sie dazu gebracht hat, ihr Begehren nach ihm durch die physische Verbindung mit einem anderen Mann zu stillen. Und weiter: Letztendlich ist es ihr durch seine lange Abwesenheit nicht möglich bzw. es erhöht die Schwierigkeit, ein Kind zu bekommen, wodurch die Affäre mit einem anderen Mann nicht mehr nur eine sexuelle, sondern sogar eine emotionale Konnotation erfährt. Dass sie ihren Ehemann trotzdem als den Vater des Kindes bezeichnet, würde demnach ihre Handlungsabsicht deutlich machen: Sie hat während der Zeugung tatsächlich an ihren Ehemann gedacht und somit zwar ihr Bedürfnis mit Hilfe eines anderen Mannes gestillt, dies aber nur getan, da seine Abwesenheit sie dazu getrieben hat. Ihre Liebe gilt noch immer ihm. Sollte man diesem Gedanken folgen, würde das Schneekind hier

eine bisher noch nicht erwähnte Grenze im Text aufzeigen, nämlich die der emotionalen/familiären Ferne/Nähe.

Der Garten als literarischer Ort ist ebenfalls für die Deutung der Unbefleckten Empfängnis interessant. In der geistlichen Literatur spielen Gärten mitunter als Raum der Hinwendung zu Gott, Entfaltung der Spiritualität und Askese eine wichtige Rolle. Der *hortus conclusus* mag hier als stärkstes Beispiel gelten, der die bereits erwähnte Mariensymbolik (Unbefleckte Empfängnis Jesu Christi) aufnimmt. Möglicherweise spielen also der Garten und die transzendente Schwangerschaft hier erneut eine Rolle in der Aufnahme und Umgestaltung sakraler Narrative durch das Märe, denn darüber hinaus kann der Garten über die Assoziationen der Verslossenheit und Fruchtbarkeit auch als einfache Metapher für die weibliche Scham bzw. die Virginität (Küsters 2018, S. 167) gesehen werden. Der Gang der Ehefrau in ihren Garten als Mittel der Sehnsuchtsbewältigung bzw. dem Kampf mit ihrem Verlangen (>Schneekind A<, V. 23 und >Schneekind B<, V. 19) hat dabei fast einen spirituellen Charakter und entwirft in Anklang an die geistliche Literatur einen neuen Raum: »[Gärten] spielen eine wichtige Rolle bei der bildsprachlichen Entdeckung religiöser Innerlichkeit – als spirituelle, innerseelische Binnenräume des asketischen Tugendkampfes und der kontemplativen und affektiven Gotteserfahrung« (Küsters 2018, S. 167). Somit ist auch die laut ihr transzendente Schwangerschaft als Aufnahme des in der geistlichen Literatur starken Motivs der Gotteserfahrungen im Binnenraum Garten zu deuten.

In der höfischen Literatur hingegen sind sie auch Orte der Geselligkeit, Unschuld, Idylle, Zauberei/Magie und heimlichen Minne (Küsters 2018, S. 168–171). In Novellen und Mären sind Gärten ein »wichtiger Schauplatz im Kontext von Liebesintrige, Verstellung und Verführung. Dabei werden höfische Erzählmuster aufgenommen, allerdings ins Komisch-Groteske verzerrt.« (Küsters 2018, S. 175). Der Garten wird zum Ort der sexuellen Lustbarkeit und Öffentlichkeit, was zu seiner Entzauberung als Raum der privaten Gefühlswelt und einer gleichzeitigen Verbindung von Verrat und Intrige

führt (vgl. Küsters 2018, S. 175). Interessanterweise nimmt ›Schneekind‹ all diese unterschiedlichen Gestaltungsmuster auf und verbindet sie. Je nachdem, wie man die Schilderungen zur Empfängnis bewertet, ist der Garten ein Ort der göttlichen Erfahrung oder der Intrige.

In ›Schneekind A‹ und ›Schneekind B‹ wird dieser Ort als *min gertelin* (›Schneekind A‹, V. 24) beziehungsweise *unsern wurtzgarten* (›Schneekind B‹, V. 21) benannt.

Analog der zuvor erwähnten Veränderung der narrativen Funktion der Gärten innerhalb der mittelalterlichen Literatur lassen sich für das Schneekind einige interessante Beobachtungen treffen. Schneekind A und B gestalten ihn als einen eigentlich privaten Ort, den Schauplatz eines Wunders, der in einem Moment der fleischlichen Schwäche bzw. Einsamkeit aufgesucht wird. Die Frau verbleibt mit dem Gang in die Natur in ihrem häuslichen Raum, die ›öffentliche‹ Natur spielt keine Rolle. Diese Privatheit erinnert an die spirituellen Texte der geistlichen Literatur, in der die persönliche Hinwendung zu Gott und mitunter auch die Virginität, Askese und der Kampf mit Lastern thematisiert wird (vgl. Küsters 2018, S. 167).

Ein Blick in die Schneekind-Tradition zeigt, dass sowohl Johannes Pauli als auch Gaspard Brunnylleum und Eucharius Eyering den Garten als Ort der Empfängnis noch immer in ihre Texte integrieren, ihn allerdings auf Grund ihrer Umgestaltung des zu konsumierenden Naturproduktes weg vom Schnee und hin zu einem Eiszapfen abändern. Die Ehefrau geht zwar noch in den Garten, bricht aber einen Eiszapfen von einer Tür (›Schimpf und Ernst‹, Z. 7–10; ›Von dem Laster dess Ehebruchs‹, Z. 13–15; ›Proverbiorum copia‹, V. 35–39). Hans Sachs hingegen lässt den Garten außen vor, betont allerdings dafür die Rolle der Natur bei der Empfängnis: [...] *Ein eiszapfen heruonde, Aß ich vom tach; von des natuor, Ich schwanger wuor. Ist das nicht ein gros wuonder?* (›Der eyszapf‹, V. 15–18).

Wie bereits erwähnt, findet seit Johannes Paulis literarischer Schneekind-Rezeption ebenfalls eine Umdeutung des für das Märe äußerst wich-

tigen Motiv des Schnees statt. In ›Schimpf und Ernst‹ lässt sich eine Zuspitzung des Sexuellen erkennen, ist es dort doch nicht mehr Schnee, den die Frau konsumiert, während sie in begierigen Gefühlen zu ihrem Ehemann schwelgt, sondern ein Eiszapfen, der metaphorisch für einen erigierten Penis steht: [...] *und hab an dich gedacht also mit groser Begird, das ich bei dir bin gewesen, und hab ein Yßschmarren von dem dach da her-abgenumen und hab in gessen, und ist das Kind daruß worden* (›Schimpf und Ernst‹, Z. 7–10). Der Mund, über den die Frau jeweils Schnee bzw. Eiszapfen konsumiert, funktioniert demnach als Metapher für die Vagina. Auch Hans Sachs übernimmt den Eiszapfen als Motiv und verstärkt subtil die sexuelle Konnotation, indem er die Frau diesen bei Nacht, nachdem sie wach liegt und *hecrzlich* an ihren Mann gedacht hat, essen lässt (›Der eyszapf‹, V. 14). Eine wirklich bemerkenswerte Änderung hat Burkhard Waldis vorgenommen: *Ich lieff in Hof, daselben macht Ein kleines Kind von frischem Schnee. Das aß ich auff; da ward mir wehe Im Leib und krieget dis Kindt dauon* (›Esopus‹, V. 16–19). Hier imaginiert die Frau bereits durch das Bauen einer Schneefigur in Form eines Kindes die darauffolgende Schwangerschaft. Motiviert wird diese Handlung erneut von der wie eine Wunde schmerzenden Begierde, die die Frau gegenüber ihrem Ehemann empfindet: *vnd het kein Artzt zu solcher Wund* (›Esopus‹, V. 14). Das Schneekind zu bauen scheint hier eine Möglichkeit zu sein, mit ihrer unbefriedigten sexuellen Lust umzugehen. Durch den Konsum der Schneefigur wächst ein ›echtes‹ Kind in ihr heran.

Aber noch eine andere interessante Verbindung lässt sich zwischen der Unbefleckten Empfängnis und dem Eiszapfen herstellen: Pauli ist als Übersetzer von Geiler von Keyzersberg bereits 1517 mit dem Motiv des Eiszapfens in Berührung gekommen. So übersetzte Pauli in einem Abschnitt von ›Die brösamlin doct. keiserspergs‹, in dem es um die Bedeutung der jahreszeitlichen Verortung von Christi Geburt geht: *so ist er geboren worden ym winter da die yßschmarren an den dechern hingen/wann er er was*

kommen uns von leiden zu erlösen/darum wolt er im winter geboren werden/da die menschen allermeist leiden. (>Die brösamlin doct. keiserspergs, Bl. 25v, Spalte 2). Christus wurde also in der Zeit geboren, als die Eiszapfen von den Dächern hingen, um das Leid der Menschen im Winter zu mindern. Das Schneekind hingegen wurde in dieser als trostlos charakterisierten Zeit gezeugt. Dass Johannes Pauli diesen Gedanken in seine Umdeutung des Schneemotivs hat einfließen lassen, erscheint für die Interpretation des ›Schneekindes‹ als biblisch inspirierter Text fruchtbar, da hier erneut eine Engführung Jesu/Schneekind zu erkennen ist. Eine potentiell wichtige Komponente in dem geschilderten Zeugungsakt scheint darüber hinaus die Frage nach der Temperatur der die Frau schwängernden Flüssigkeit (Schnee/kaltes Wasser) zu sein. In Antike und Mittelalter lassen sich eine Vielzahl von Erklärungsversuchen zur Geschlechtsdetermination während des Aktes und zur positiven Beeinflussung eben dieses finden. Oft spielt die Temperatur der Geschlechtsorgane oder die Temperatur der Körperflüssigkeiten eine große Rolle. Aristoteles etwa geht in Anlehnung an Empedokles in ›De generatione animalium‹ davon aus, dass die die Temperatur des Samens (genauer: die Wärme des Pneumas) für den Zeugungsakt von großer Bedeutung ist.

Auf jeden Fall handelt es sich aber immer um die Wärme, die aus dem Samen des Vaters stammt, um die Wirkkraft, die als Ableger der väterlichen Nährseele im Samen enthalten ist, und auch um deren ›Bewegungen‹, die also auch dem Vater entstammen. Das ist der Grund dafür, daß der Nachkomme in seiner vollendeten, voll ausgereiften Form ein männliches Wesen ist, das dem Vater ähnlich ist. (Althoff 1992, S. 181–193, hier S. 193)

Wenn wir nun diesen Gedanken mit in die Analyse der Schilderung der Zeugung des Schneekindes nehmen, fällt auf, dass trotz der ohnehin gegebenen Unwahrscheinlichkeit der Vorgänge der bloße Gedanke, dass ein Sohn aus einer kalten Flüssigkeit entstehen kann, grundsätzlichen Vorstellungen widerspricht. Die hier eröffnete Verbindung von Profanem (das

Fremdgehen, das Betrügen des nicht anwesenden Ehemannes) und religiösem Gedankengut (die unbefleckte Empfängnis als göttliches Zeichen) karikiert den von der Ehefrau vorgenommenen Regelverstoß (Beine 1999, S. 288). Sollte man dieser Lesart folgen, ist der Witz offenkundig: Die unbefleckte Empfängnis ist hier der fiktionale Deckmantel der sündigen Tat, nämlich der Unzucht und des Ehebruchs und dient nur als Versuch der Frau, einer Strafe zu entgehen. Auch folgt eine Schwangerschaft dem mittelalterlichen Denken, dass der Frau die Beziehung mit ihrem Liebhaber gefallen hat:

[...] but the pregnancy, according to medieval medical sciences, serves as clear evidence that she enjoyed the love relationship thoroughly, so the reference to winter [as a time of loneliness] only camouflages what she really experienced. (Classen 2011, S. 140)

Doch ist der Schnee nicht nur als ein omnipotentes Symbol für Reinheit und Tugend zu verstehen. Wie bereits erwähnt ist der Schnee als Manifestation des spezifischen Wetters eher einem Wintermonat zuzuordnen. Traditionell wird die Liebe mit dem Frühling bzw. Sommer in Verbindung gebracht. Schnee als zum Winter gehörend, einer Zeit, die in der mittelalterlichen Liebes-Literatur eher als Phase der Lieblosigkeit gilt, verdeutlicht hier also die Unrechtmäßigkeit der Liebe.

Whereas summer is identified as the time of nourishment, winter is the time of consumption, which also finds its expression in religious-scientific discourse that suggested that winter was the time of reflection and meditation, hence a return to God. (Classen 2011, S. 140)

Der Glaube an den Winter als metaphorisch gesehene Zeit des Todes und der Trauer lässt sich auch in anderen Werken des Spätmittelalters nachweisen, beispielsweise im Tübinger Hausbuch (Hs. Md 2, 15. Jahrhundert, Bl. 23r), in dem die Jahreszeiten mit den Lebensaltern gleichgesetzt werden und der Winter durch eine auf einem Boot sitzende, alte Frau dargestellt wird. Dass das Schneekind gerade in dieser Zeit gezeugt wurde und darüber

hinaus auch von der Wettermanifestation dieser Zeit (Schnee; bei Pauli auch Eiszapfen) abstammen soll, kennzeichnet sein von Beginn an problematisches Leben und sein dadurch antizipiertes Ende.

In der Geschichte der Frau werden klug zwei wichtige Aspekte zusammengebracht: Einerseits die Situierung der Ereignisse in eine Zeit, die allgemein der Rückbesinnung auf Gott galt, und die unbefleckte Empfängnis als göttliches Zeichen der Erwähltheit, das sich in einem Naturphänomen, eben jener Jahreszeit, äußert (Schnee). Andererseits ist der Kontrast zwischen dem Winter als Zeit der spirituellen Einübung und ihren realen lasterhaften Taten augenfällig. Der Winter bedeutet im konkreten wie übertragen Sinn (das Schneekind ist das Resultat des schlechten Wetters in der Ehe) im Text Schlechtwetterzeit und kommuniziert das antizipierte Unvermögen, das Schneekind in die Ehe zu integrieren.

Eindeutig zu erkennen ist der bereits umrissene christliche Einfluss auf das ›Schneekind‹. Die Verbindung von unbefleckter Empfängnis und dem *hortus conclusus*-Motiv macht aus der Ehefrau quasi eine Maria-Figur, die Konfrontation mit der konstatierten göttlichen Schwangerschaft hingegen verwandelt den Kaufmann in eine Joseph-Figur, die ihre christliche Gesinnung hier allerdings nur vorspielt. Er akzeptiert, im Gegensatz zum biblischen Joseph, das fremde Kind nicht als das seine und nutzt seine Verbindungen mit den heidnischen Ländern aus, um das Kind dort zu verkaufen. Auch dies erinnert in abgewandelter Weise an das Leben Jesu, der ebenfalls (metaphorisch) an die Heiden verkauft wurde und somit seinen Tod fand; das Schneekind stirbt zwar nicht auf realer Textebene, dafür aber auf fiktiver Textebene. Eine weitere auffällige Parallele ist die Flucht der heiligen Familie nach Ägypten, um dem Kindesmord zu entgehen, wohingegen in ›Schneekind B‹ der Vater seinen Sohn selbst nach Ägypten führt, wo er auf fiktionaler Ebene stirbt.

Darüber hinaus haben beide Figuren den Gedanken der Auferstehung gemein, die in Aussicht gestellt wird (›Schneekind A‹). Es sterben sowohl das Schneekind als auch Christus für die Sünden anderer, Christus freilich

für die Sünden der gesamten Menschheit, das Schneekind hingegen für die seiner Eltern. Mit dem über die Fiktion akzeptierten Tod des Schneekindes werden die Sünden der Ehepartner obsolet und ausgelöscht. Das Kind als Produkt der Sünde der Frau und Objekt der Sünde des Mannes ist nach seinem imaginierten Tod im ehelichen Leben schlichtweg nicht mehr vorhanden. Durch die Überlagerung mit der Fiktion darf darüber hinaus auch nicht über ihn gesprochen werden, denn sollte die Frau den durch das Wetter herbeigeführten Tod des Kindes in Frage stellen, würde sich gleichzeitig ihre Geschichte als unwahr herausstellen.

Über die allusiv durch das Wetter ins Spiel gebrachte unbefleckte Empfängnis des Kindes und die Verbindung der Eheleute als Maria und Joseph wird implizit eine weitere Handlungsoption zur Disposition gestellt: Das Kind als das eigene akzeptieren, es großziehen und somit auch einen Nachfolger auszubilden. Dass der Ehemann diese Handlungsoption nicht dem Verkauf des Kindes an Heiden vorzieht, kennzeichnet ihn im christlichen Wertesystem als Negativbeispiel und vertieft zudem seine Primäridentität als Kaufmann, durch die er der Ehefrau erst die Chance und den Anlass (Einsamkeit der Frau) zum Betrug gegeben hat. Wenn man das Schneekind demnach als Kontrafaktur Christi begreift, steht das auf den ersten Blick als klug erscheinende Handeln des Kaufmannes zur Disposition.

4.2 Der vermeintliche Tod des Schneekindes und das Wetter

Deutliche Unterschiede bei der Verwendung der Wettermotive innerhalb aller Textvarianten sind in der erfundenen Geschichte des Kaufmannes über den vermeintlichen Tod des Schneesohnes zu sehen. Der ›Modus Liebinc‹ lässt den Schneesohn in der Sonne schmelzen, ebenso wie ›Schneekind B‹. Pauli, Sachs, Burkhard Waldis, Caspar Brunnylleum und Eucharis Eyring orientieren sich ebenfalls an dieser Version des Ablebens des Schneekindes.

Schneekind A stellt deswegen eine Besonderheit dar, sind es hier doch der starke Wind bzw. die Wellen, die das Kind nass werden und somit auch schmelzen lassen. Beide Versionen sind direkt mit den gängigen beruflichen Sphären eines Kaufmannes verbunden (Seereise; Reise in fremde Länder), wodurch sie logische Kohärenz erhält. Eine interessante Entwicklung in der Rezeptionskette ist bei einigen Texten zu beobachten, die die starke Sonneneinstrahlung als angeblichen Grund für den Tod des Schneehohes aufnehmen.

In B räumt der Kaufmann eine partielle Mitschuld an dem Tod des Kindes durch die Hitze ein, indem er sagt: *ez waz vmwitz, daz ich nit gedacht e, daz er smiltz alz der sne, sid er waz von sne komen* (›Schneekind B‹, V. 72–75). Er hätte besser aufpassen sollen, vor allem vor dem Hintergrund der emotionalen Rede seiner Frau zur Unversehrtheit des Kindes könnte diese Stelle also problematisch werden, da sie der Ehefrau eine Angriffsfläche bietet. Wieder ist es Pauli, der diese Stelle klug weiterdichtet und nun schreibt:

Es ist uff einen Tag über die Maß heiß gewesen, da wir uff dem Mer sein gefaren. Und ich hab im verboten, das er nit barhaupt in dem Schiff solt sitzen, und es hat es nit gethon, und hat in die Sonn so heiß gestochen uff sein Haupt, das es zerschmolzen ist und ist in das Mer geflossen [...]. (Pauli, ›Schimpf und Ernst‹, Z. 22–26)

Hier entzieht sich der Kaufmann also jeglicher Verantwortung, indem er behauptet, den Schneehoh auf sein potentiell gefährliches Verhalten angesprochen zu haben. Brunmüller und Eyring übernehmen diese Änderung ebenfalls.

Für einen logischen Anschluss an die erste Lüge der Ehefrau muss die zweite Lüge des Kaufmannes die Rolle des schlechten Wetters aufnehmen und ausbauen, ist es doch der Idee nach ebenfalls schlechtes Wetter, welches die Frau geschwängert hat. Ein Auslöschszenario, das den Mann als Schuldigen ausschließt und ›den Spieß umdreht‹, indem die eigentliche

Lüge *ad absurdum* geführt wird, kann deshalb nur vor dem Hintergrund eines Mitwirkens des Wetters funktionieren (Seegang und Hitze). Beide Wetterszenarien (Schnee; Hitze/Seegang) löschen sich darüber hinaus gegenseitig aus und stehen deshalb nicht nur in Konkurrenz zueinander, sondern auch in Konkurrenz um das Leben des Schneekindes.

5. Die Verbindung von Wetter und Grenze im Schneekind

Nachdem ich in einem ersten Schritt sowohl Wetter als auch Grenzen weitestgehend getrennt voneinander analysiert und deren Einzelwirkungen aufgeschlüsselt habe, gilt es nun, die kompositionelle Verschränkung von Wetter und Grenze als kommunikative und didaktische Strategie des Erzählers zu betrachten.

Der zentrale Konnex von Wetter und Grenze, von Wetterwechsel und Grenzüberschreitung, wird im ›Schneekind‹ als basales kompositorisches Grundprinzip greifbar. Zunächst lässt sich festhalten, dass das Wetter im Text als Kodierung funktioniert, über die die Eheleute ihre jeweiligen Handlungen verschlüsseln. Die Frau beginnt mit der Verknüpfung von abergläubischen bzw. (abgeänderten) christlichen Motiven mit dem Wetter, der Ehemann greift diese wiederum später auf und führt die Geschichte weiter. Über die Wettermetaphoriken versuchen beide Ehepartner also, ihre (moralischen) Grenzüberschreitungen zu überdecken, ohne dass sie diese konkret benennen müssen. Mit Hilfe des Wetters zu kommunizieren stellt für beide einen Versuch dar, Unsagbares zu sagen und über die aufgemachte Fiktion Problematisches in die reale Welt zu integrieren.

Aber auch die Gefühle der Eheleute zueinander werden über das Wetter kommuniziert, im Konkreten über das Schneekind, das als konturloses Medium in A und B erscheint und der Leidtragende der Ehe ist. So kommuniziert der Verkauf des Schneekindes der Frau beispielsweise, dass der Ehemann über ihren Betrug Bescheid weiß und diesen nicht akzeptiert. Das Wetter ist somit eine Chiffre, ein Medium der Übermittlung von Gedanken,

Emotionen und Taten, ein Versuch der uneigentlichen Kommunikation zwischen den Eheleuten, ein Versuch der Grenzüberschreitung.

Das Geschichtsmodell des Textes ist darüber hinaus eben durch die Wetteranbindung erkennbar als ein zyklisches, also durch periodische Wiederkehr bestimmtes konzipiert, das sich, metaphorisch gesprochen, mit dem Schneeballeffekt vergleichen lässt: Auf einen Betrug folgt der Gegenschlag, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird darauf der nächste Schlag kommen. Die Grenzüberschreitungen sind demnach rhetorisch an das Wetter gebunden, das darüber hinaus für die Lieblosigkeit der Ehe steht.

6. Resümee

Im vorliegenden Beitrag wurden verschiedene Texte der Schneekind-Tradition miteinander unter dem Gesichtspunkt der literarischen Motive Grenze und Wetter untersucht. Zusammenfassend lässt sich demnach sagen, dass die betrachteten Versionen trotz eines gemeinsamen Narratives in einigen Punkten deutliche Unterschiede zueinander aufweisen. Im Bereich des Wetters haben die Autoren vor allem bei der fiktiven Geschichte zur Entstehung des vermeintlichen Schneesohnes produktive Änderungen stark gemacht, indem nicht mehr nur der Schnee, sondern später auch Eiszapfen oder ganze Schneefiguren als Zeugungsmedium fungieren. Dass der Schneesohn hingegen angeblich in der Sonne geschmolzen ist, obwohl auch eine Konkurrenzversion existiert (Tod durch Sturm auf See in ›Schneekind A‹), wurde beibehalten und nur insofern weiter ausgestaltet, als dass der Grund für die gemeinsame Abreise von Vater und Sohn nun emotionaler und logisch stringenter ausgestaltet wird. Auch bei den Grenzen lassen sich Unterschiede erkennen. So verändert sich die Schuldbewertung im Laufe der Rezeption, und auch die Grenze zwischen Fiktionalität und Realität verschwimmt beispielsweise durch die gewonnene Konturhaftigkeit des Schneesohnes. Sowohl in den Mären als auch den späteren Bearbeitungen funktioniert die Erzählung aber vor allem durch die Zweiteilung der erzählten

Welt in Heimat und Fremde, die im Laufe der Rezeption beibehalten wird und somit eine Grenze darstellt, die sich nicht verändert. Die Heimat steht für die angebliche Ordnung, die durch den Regelverstoß maßgeblich bedroht wird. Der erste Auszug in die Fremde hingegen bietet der Ehefrau Gelegenheit, die scheinbar heile eheliche Welt ins Wanken zu bringen. Ein erneuter Fortgang des Kaufmannes ist aber gleichwohl nicht der die Ordnung wiederherstellende Faktor, da es in der Ehe niemals eine klare Ordnung gab. Die Welt der Eheleute war von Anfang an gestört und wird es nach dem Verkauf des Schneekindes auch bleiben.

Anmerkungen

- 1 A überliefert in:
Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 2705;
München, Universitätsbibliothek, 2^oCod. ms. 731;
Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 2885;
Innsbruck, Landesmuseum Ferdinandeum, Cod. FB 32001;
Karlsruhe, Landesbibliothek, Cod. Donaueschingen 93.
B überliefert in: Karlsruhe, Landesbibl., Cod. Donaueschingen 104.
- 2 Echelmeyer und Kirchhoff weisen zudem auf die Möglichkeit hin, dass das ›Schneekind B‹ früher als Fassung A entstanden ist, aber letztendlich nur in einer späteren Handschrift tradiert wurde, da frühere Fassungen verloren gegangen sein könnten. Auf Grund ihrer Untersuchungen zur Modifikation der Schuld in ›Schneekind B‹ plädieren sie letztendlich jedoch ebenfalls für B als jüngere Fassung (Echelmeyer/Kirchhoff 2016, S.347).
- 3 Zitate aus ›Schneekind A‹ und ›Schneekind B‹ richten sich hier und im gesamten Text nach den Texteditionen von Grubmüller.
- 4 Beispielsweise wird die *pueritia* nach Augustin mit der Fähigkeit, sich zu erinnern und zu kommunizieren, verbunden. Die *adolescentia* hingegen wird durch die Zeugungsfähigkeit charakterisiert und beginnt mit 14/15 Jahren. Laut Deborah Youngs sind vor allem die *pueritia* und die *adolescentia* mit Training und der Ausbildung von Emotionen und dem menschlichen Verstand verbunden. Diese Aspekte lassen sich auch im Schneekind A und B finden, wenn in A explizit von Jahren der Ausbildung gesprochen wird und B das Kind angenehm für die Gesellschaft formen will (Youngs 2006).

Literaturverzeichnis

Handschriften

Md 2, Universitätsbibliothek Tübingen, ([Digitalisat online](#))

Primärliteratur

Johannes Pauli: Schimpf und Ernst, hrsg. von Johannes Bolte, Band 1, Berlin 1924, Nr.208.

Grubmüller, Klaus (Hrsg.): Novellistik des Mittelalters: Märendichtung, Frankfurt am Main 1996 (Bibliothek des Mittelalters, Texte und Übersetzungen. Herausgegeben von Walter Haug, Band 23).

Geiler von Kayersberg, Johannes: Die brösamlin doct. keiserspergs : Vnd sagt von den funfftzeh Hymelschen staffelen die Maria vff gestigen ist vnd gantz von den vier Leuwengeschrei Auch von dem Wannenkromer/ der Kauflüt sunderlich hüpsche matery bei lxii. predigen/ nutzlich vnd gut den menschen, die dz lesen/ on zwei sel wol dardurch gebesseret werden. vffgelesen von Frater Johann Paulin barfuser ordens. [Straßburg: Johannes Grüninger], 1517. ([Digitalisat online](#))

Röhrich, Lutz (Hrsg.): Erzählungen des späten Mittelalters und ihr Weiterleben in Literatur und Volksdichtung bis zur Gegenwart. Sagen, Märchen, Exempel und Schwänke mit einem Kommentar herausgegeben, Bern 1962, (Band 1).

Sekundärliteratur

Althoff, Jochen: Das Konzept der generativen Wärme bei Aristoteles, in: Hermes 120 (1992), S. 181–193.

Beine, Birgit: Der Wolf in der Kutte. Geistliche Mären des deutschen Mittelalters, Bielefeld 1999 (Braunschweiger Beiträge zur deutschen Sprache und Literatur Band 2).

Classen, Albrecht: Winter as a Phenomenon in Medieval Literature. A Transgression of the Traditional Chronotope?, in: Mediaevistik 24 (2011), S. 125–150.

Däumer, Matthias: Was man neu erfinden kann, darüber muss man schweigen. Die Mären des Strickers als Fiktionalitäts-Kompensatoren, in: Wagner, Silvan (Hrsg.): Mären als Grenzphänomen, Berlin 2018, S. 57–72.

Ehlmeyer, Nora/Kirchhoff, Matthias: ›List‹, ›Lüg‹ und ›Snöder Reichtum‹. Zum Wandel der Schuldbewertung im ›Schneekind‹ A und B, in: ZfdA 145 (2016), S. 343–356. ([online](#))

- Frosch-Freiburg, Frauke: Schwankmären und Fabliaux. Ein Stoff- und Motivvergleich, Göppingen 1971 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik Nr. 49).
- Goetz, Hans-Werner: Adolescentia in abendländischen Quellen des frühen Mittelalters zwischen Kindheit und Erwachsensein? Ein begriffsgeschichtlicher Zugang, in: Ariantzi, Despoina (Hrsg.): *Coming of Age in Byzantium*. Berlin/Boston 2018 (Millennium Studies), S. 251–293.
- Grubmüller, Klaus: Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau-Märe-Novelle, Tübingen 2006.
- Kummer, Bernhard: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (Band 2). Berlin 1987, Sp. 806–814. ([online](#))
- Kühnel, Jürgen: Modus Liebinc. Die Sequenz vom Schneekind, in: *Diagonal. Zeitschrift der Universität-Gesamthochschule-Siegen* 1991, S. 137–157.
- Küsters, Urban: Art. Garten, Baumgarten, in: Renz, Tilo/Hanauska, Monika/Herweg, Mathias (Hrsg.): *Literarische Orte in deutschsprachigen Erzählungen des Mittelalters*, Berlin 2018, S. 163–178.
- Londner, Monika: Eheauffassung und Darstellung der Frau in der spätmittelalterlichen Märendichtung. Eine Untersuchung auf der Grundlage rechtlich-sozialer und theologischer Voraussetzungen, Berlin 1973.
- Malm, Mike: Schneekind, in: *Deutsches Literatur-Lexikon. Das Mittelalter* (Band 5), Berlin, Boston 2013, Sp. 365–368.
- Nörtershäuser, Hans-Walter: Art. Empfängnis, in: *Enzyklopädie des Märchens* (Band 3), Berlin 2016 (Print 1981), Sp. 1395–1404. ([online](#))
- Reichlin, Susanne: Ökonomien des Begehrens, Ökonomien des Erzählens. Zur poetologischen Dimension des Tauschens in Mären, Göttingen 2009 (*Historische Semantik*, Band 12).
- Schumacher, Katrin: Von lebenden Toten und anderen Grenzgängern. Ordnungsdiskurs und Liminalität in höfischen, exemplarischen, schwankhaften und grotesken Mären, in der Binnenerzählung III,8 des Decameron und im Fastnachtspiel der Bauer im Fegefeuer, Bremen 2014. ([online](#))
- Schupp, Volker: Art. Modus Liebinc, in: *Verfasserlexikon* 6 (1987), Sp. 630–632.
- Wagner, Silvan: Art. Grenze, in: Renz, Tilo/Hanauska, Monika/Herweg, Mathias (Hrsg.): *Literarische Orte in deutschsprachigen Erzählungen des Mittelalters*, Berlin 2018, S. 227–240.
- Widmer, Walter: *Ein französisches Hexameron*, Stuttgart 1964.
- Youngs, Deborah: *The Life Cycle in Western Europe, c. 1300–c. 1500*, Manchester/New York 2006 (Manchester Medieval Studies).

Onlinere Ressourcen

Das Schneekind (Erzählstoff), in: *Brevitas* [online](#).

Anschrift der Autorin:

Luca Kirchberger, M.A.
Technische Universität Chemnitz
Thüringer Weg 11
09126 Chemnitz
E-Mail: luca.kirchberger@phil.tu-chemnitz.de